



## Corona und die Folgen – vom Fehlen der Utopie(n)

Ein Essay von Marc Grandmontagne

Bill Gates hat es geahnt, viele Jahre schon. Nun scheint es so weit zu sein, die Pandemie ist da, die Welt kämpft gegen einen Virus namens SARS-CoV-2 und die dadurch ausgelöste Erkrankung COVID-19, die sich in rasender Schnelligkeit über den Globus verteilt. Ähnlich wie bei radioaktiven Unfällen ist die Bedrohung nicht sinnlich erfahrbar, die Folgen einer Ansteckung dagegen spüren viele, wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung. Der Kampf gegen jene Bedrohung, die weltweit Politik und Medien heiß laufen lassen, wird mit Kriegsrhetorik geführt, entzieht sich aber weitgehend der visuellen Inszenierung. Der Ernst der Lage kontrastiert mit Bildern von Spaziergängern in der Frühlingssonne und die selbst erlebte Katastrophe bleibt gegenüber ihren popkulturellen Vorbildern amerikanischer Filmproduktionen, in denen Seuchen die Menschheit befallen, seltsam hinterherhinkend, irgendwie hatte man sich den Weltuntergang spektakulärer vorgestellt.

Die Intensität, mit der das Coronavirus sämtliche Lebensbereiche zur Vollbremsung gezwungen hat, ist in etwa so, als hätte die Erde schlagartig die Rotation um ihre eigene Achse eingestellt und die Zentrifugalkräfte sorgen seither dafür, dass uns alles um die Ohren fliegt. Seit spätestens Mitte März sind alle damit beschäftigt, mit den Folgen des Stillstands umzugehen, nachdem die Politik nach einigen föderalen Wehen zunächst die Schließung des Vorstellungsbetriebs und dann sukzessive auch die Schließung der Häuser insgesamt angeordnet hat. Spielzeitplanungen sind Makulatur, Verträge und Produktionen können nicht umgesetzt werden, Premieren fallen aus, Festivals sind abgesagt und für viele Menschen im System der Darstellenden Künste, allen voran Gäste und freie Künstler\*innen, ist eine Berufsausübung nicht mehr möglich. Die weitere Entwicklung ist unklar. Bis Ende August sind Großveranstaltungen (deren begriffliche Ausfüllung Länderangelegenheit ist) abgesagt, und erste Ideen über ein Wiederhochfahren werden zurzeit einzig für die Museen diskutiert, während die Theater und Orchester nach Möglichkeiten suchen, eine Kunst, die Nähe erforderlich macht, unter Seuchenschutzaspekten zu ermöglichen. Dass die Schulen geschlossen sind, spüren übrigens auch die Theater deutlich: Klassenbesuche (und damit eine erhebliche Einnahmequelle für Kinder- und Jugendtheater und kleinere Häuser) sind bereits seit März eingestellt, wann sie wiederaufgenommen werden, ist ungewiss. Die Spielzeit 2019/2020 ist gelaufen, und die große Frage ist, ob und unter welchen Bedingungen ab September überhaupt ein neuer Vorstellungsbetrieb möglich sein wird. Dass es bis dahin einen Impfstoff geben wird, ist nicht zu vermuten, die andere Alternative einer »Herdenimmunität« ist vollkommen realitätsfern, man ist also klug beraten, auch für die Spielzeit 2020/2021 mit erheblichen Einschränkungen im öffentlichen und kulturellen Leben zu rechnen.

Über das, was in den nächsten Wochen und Monaten passieren wird, lässt sich trefflich spekulieren, allen voran scheint es realistisch zu sein, sich von der Vorstellung zu verabschieden, spätestens ab Herbst 2020 oder Januar 2021 gäbe es wieder eine Rückkehr

zum Status quo ante. Wie auch immer die Welt nach Corona sein wird, sie wird jedenfalls eine andere sein. Spekulieren wir doch mal: Als Arbeitgeber- und Interessenverband der deutschen Theater und Orchester versammelt der deutsche Bühnenverein rund 140 öffentliche Theater (Stadt-, Staats- und Landestheater), 70 Privattheater und 100 Orchester, von denen rund 70 in einen Musiktheaterbetrieb inkorporiert und 30 freie Konzertorchester sind. Die ersten, die den Einnahmeausfall spüren, sind die Privattheater. Ihnen fehlt sehr bald jede Existenzgrundlage, um überleben zu können. Ohne Einnahmen können sie ihr Personal und ihre Miete nicht zahlen. Und jenseits des Bühnenvereins gibt es in den Kommunen viele kleine und Kleinsttheater sowie zahlreiche private Kultureinrichtungen, denen das Wasser jetzt schon bis zum Hals steht. Wenn die Politik sich nicht bald auf eine Lösung wie den auch vom Deutschen Kulturrat vorgeschlagenen Kulturinfrastrukturfonds einigt, werden wir sehr bald Zeuge einer sterbenden Kulturlandschaft in den Städten sein. Aber auch die öffentlichen Theater und Orchester können sich keinesfalls sicher sein, dass ihnen die derzeitige Krise nichts anhaben wird, im Gegenteil. Die Kommunen werden – wie auch alle anderen Ebenen – ab Herbst in sehr schwierige Haushaltsverhandlungen eintreten, viele öffentliche Theater in kleineren Städten, die Kinder- und Jugendtheater, aber auch Mehrspartenhäuser in den neuen Bundesländern droht der Kahlschlag. Eine Beschädigung der Theater- und Orchesterlandschaft wiederum zieht Folgeschäden für die freien Künstler\*innen nach sich, ohne die kein Haus, keine Produktion mehr auskommt. Je länger der Stillstand andauert, umso schwieriger wird es, den Kontakt zum Publikum zu halten. Ein Haus, das nicht spielt, kann nur schwer die Legitimation für sich beanspruchen, weiterhin öffentlich gefördert zu werden. Und eine Gesellschaft, die wirtschaftlich in Existenznöte kommt, wird sich aller Voraussicht nach zunächst um das kümmern müssen und wollen, was »systemrelevant« ist. Die genaue Verfolgung der Diskurse der letzten Wochen lässt jedenfalls nicht den Schluss zu, dass der Kunst eine solche Bedeutung zugesprochen wird.

Also doch Weltuntergang? Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch, mag man mit Hölderlin rufen. Dazu notwendig sind allerdings ein paar unbequeme Wahrheiten und die Bereitschaft, die Komfortzone zu verlassen. Schon länger deutet sich an, dass wir nicht mehr einfach so weitermachen können wie bisher. Die Erkenntnis, dass wir in einem spätkapitalistischen System der Rücksichtslosigkeit gefangen sind, dass sämtliche Bereiche der Gesellschaft längst einem Verwertungs- und Bilanzierungsdenken unterworfen hat, hat doch erheblich Zweifel an einem Weiter so! gesät. Corona wirkt in diesem Zusammenhang eher wie ein Katalysator, der längst existente Friktionen und Unzulänglichkeiten auf einmal sichtbar macht, statt dass sie langsam allmählich manifest werden. Das gilt für das Gesundheitssystem ebenso wie den Kulturbetrieb: Jetzt, wo plötzlich unvorstellbare Summen an Geld aktiviert werden können, die Kassen aber mittelfristig leer sein werden, die Wirtschaft in eine Rezession rutscht, das Publikum nicht mehr kommen kann und die »Systemrelevanz« als Kategorie deutlich macht, wie sehr der Kunstbetrieb sich an sich selbst abarbeitet und die Sonntagsreden auf die Kunst als hohle Phrasen entlarvt sind – da zeigt sich, wie fragil und verletzlich das ganze System geworden ist und an welchem dünnem Faden der Legitimation es hängt. Jetzt, wo die Dystopie nicht mehr nur auf der Bühne stattfindet, merkt die Gesellschaft insgesamt plötzlich, dass ihr die Utopien verloren gegangen sind. Vorsicht ist geboten, die Sehnsucht nach Orientierung könnte in die falsche Richtung kippen. Statt Autoritätshörigkeit ist Freiheitsmündigkeit notwendig, Mut und eben Utopien. Das wäre dann auch fast schon genug Stoff für einen guten Spielplan für die nächsten Monate. Und ein Arbeitsprogramm für die Künstler\*innen: Ein Schritt raus aus der eigenen Blase in die Gesellschaft. So kann Theater das sein, was jetzt umso mehr notwendig ist: ein Raum der Utopie.

**Marc Grandmontagne, Köln**  
Gf. Direktor des Deutschen Bühnenvereins